

DER GUTE GOTT VON MANHATTAN



SPIELZEIT
21/22

DER GUTE GOTT VON MANHATTAN

nach dem Hörspiel von Ingeborg Bachmann

Mit

Franziska Beyer

Insa Jebens

Rolf Kindermann

Jennifer Kornprobst

Jonathan Peller

Stephan Weber

Invictus

Pontus

Regie Franziska Angerer

Komposition Arne Gieshoff

Bühne Valentina Pino Reyes

Kostüme Marlene Rösch, Valentina Pino Reyes

Mitarbeit Bühne Marlene Rösch

Dramaturgie Laura Guhl

Video Gastspiele Fabio Stoll

Regieassistenz Magdalena Heffner

Inspizienz Ralph Hönle

Soufflage Severine Rauch

Premiere 27. November 2021, Werkstatt

Aufführungsdauer ca. 1 Stunde 20 Minuten, keine Pause

Aufführungsrechte Gustav Kiepenheuer Bühnenvertriebs-GmbH

Technischer Direktor Martin Fuchs **Leiter der Bühnentechnik** Bernd Jäger **Theatermeister** Bernd Jäger, Florian Leiner **Assistentin der Technischen Direktion** Bettina Vögele **Ausstattungsassistentin** Regina Reim **Stücktechnik** Helmut Schilling, Stefan Podlasek, Reinhold Mayer, Hans-Jürgen Schuler, Radovan Basarić, Manuel Bernhardt, Nicolas Sühning, Stephan Leiner, Clemens Menschel, Xavier Gey, Hendrik Wutz, Sascha Anselm, Musa Camara **Leiter der Abteilung Beleuchtung** Milan Basarić **Lichtgestaltung** Holger Herzog, Daniel Märkle **Leiter der Abteilung Ton, Video & Stückbetreuung** Uwe Hinkel **Damengewandmeisterin** Gundula Neubauer, **Herrengewandmeisterin** Susanne Bek-Sadowski **Schneiderei/Ankleiderinnen** Sabine Czarski, Marlis Christmann, Claudia Flemming, Gabriele Heinzmann, Ingrid Jarosch, Anne Walker, Kristina Weber, Alexandra Bechthold **Leiter der Abteilung Maske** Peter Hering **Maske** Birgit Fiedler, Peter Hering **Leiterin der Abteilung Requisite** Alexandra Doerr **Requisite** Shanthi Schwinge **Werkstättenleitung** Nils Nahrstedt, Eugen Krauss **Malsaal** Jolanta Slowik, Alexandra Petukhova **Schreinerei** Günter Bitzer, Steffen Rogosch, Diana Sagnelli **Dekosaal** Helmut Vogel **Leiter der Abteilung Schlosserei** Manuel Bernhardt **Schlosser** Nicolas Sühning.

Wir bedanken uns herzlich beim Kinderbauernhof am Brennlesberg e.V., insbesondere bei Cornelia Schäfer. Die Einbindung der Tiere in die Theaterarbeit erfolgt in enger Abstimmung mit den Mitarbeiter*innen des Kinderbauernhofs sowie den Veterinär*innen des Landratsamts Tübingen.

Die Verwendung der Texte von Liv Strömquist erfolgt mit freundlicher Genehmigung von: Avant-Verlag GmbH, Berlin.

Auf dem Titelbild: Jonathan Peller, Franziska Beyer, Stephan Weber, Insa Jebens

IMPRESSUM
Herausgeber
Landestheater
Württemberg-Hohenzollern
Tübingen Reutlingen
Spielzeit 21/22
Intendant
Thorsten Weckherlin
Verwaltungsdirektorin
Dorothee Must
Redaktion
Laura Guhl
Gestaltung
giesevogler.com
Probenfotos
Martin Sigmund
landestheater-tuebingen.de

Haftung für Links Unser Angebot enthält Links zu externen Inhalten und Websites Dritter, auf deren Inhalte wir keinen Einfluss haben. Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch keine Gewähr übernehmen. Für die Inhalte der verlinkten Seiten ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber der Seiten verantwortlich. Die verlinkten Seiten wurden zum Zeitpunkt der Verlinkung auf mögliche Rechtsverstöße überprüft. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

*Aus datenschutzrechtlichen Gründen werden einige Mitarbeiter*innen nicht genannt.

Mit freundlicher Unterstützung



Baden-Württemberg
MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST



Stadt Reutlingen



Kommunaler Interessenverein
Landesbühne Tübingen

LITFreunde!



EINE NEUE SPRACHE DER LIEBE

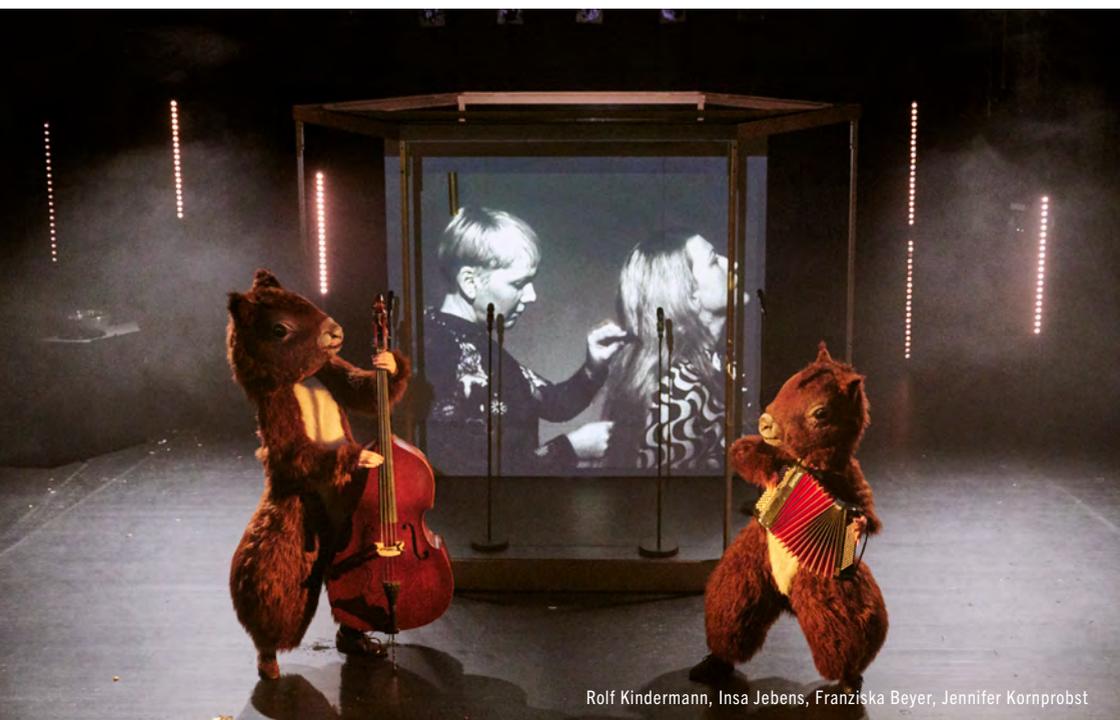
Zum Stück

„Hier ist immer Gewalt. Hier ist immer Kampf“ sagt das weibliche Erzähler-Ich in Bachmanns Roman „Malina“ über die Beziehungen zwischen Mann und Frau. Immer wieder hat die österreichische Schriftstellerin in ihrem Schreiben das schmerzhaft Scheitern wirklicher Partnerschaft inszeniert, die wiederkehrende Erfahrung von Herrschaft und Unterwerfung in Paarbeziehungen verhandelt – und trotzdem ihren Figuren immer wieder momentweise Ausbrüche aus der Ordnung ermöglicht.

In Bachmanns drittem und letztem Hörspiel „Der gute Gott von Manhattan“, erschienen 1958, spricht die Bostoner Politikstudentin Jennifer den Europäer Jan an der New Yorker Central Station an. Er ist auf der Durchreise. Am nächsten Tag geht das Schiff, das ihn wieder über den Atlantik bringen soll. Jennifer will New York erleben und Jan lässt sich schnell überzeugen: Den Abend verbringen sie in den Bars Manhattans, die Nacht in einem billigen Hotel. Das Schiff am nächsten Morgen verpasst Jan. Und aus einer gemeinsamen Nacht werden Tage und Nächte der Hingabe, aber auch der Gewalt und Verletzungen. In den Zustand spielerischer Verliebtheit kommen schnell destruktive Muster von männlicher Dominanz und Unterwerfung des weiblichen Subjekts, bis Ingeborg Bachmann ihre Figuren, zumindest kurz, ein tatsächliches Miteinander erleben lässt – eine Beziehung, in der die von Funktionalität und Nützlichkeit bestimmte Welt keine Rolle mehr spielt.

Erzählt wird die Liebesgeschichte bei Ingeborg Bachmann im Rückblick. Erzähler, und damit die Instanz, die die Deutungshoheit über die Liebesgeschichte innehat, ist ein älterer Herr, der „guter Gott von Manhattan“ genannt wird.

Er steht als Attentäter vor Gericht. Wiederholt soll er Anschläge auf Liebespaare verübt haben. Müssen in den großen Liebesdramen wie „Romeo und Julia“ oder „Tristan und Isolde“ die Liebenden durch äußere Schwierigkeiten sterben, gibt es bei Ingeborg Bachmann eine personifizierte Macht, ein allmächtiges Prinzip gesellschaftlicher Herrschaft, das Liebende – sollte „die anfängliche Glut“ nicht „gezähmt“ und in eine „Interessengemeinschaft“ überführt werden, wie es in Bachmanns Hörspiel heißt – vernichtet.



Rolf Kindermann, Insa Jebens, Franziska Beyer, Jennifer Kornprobst

Als Unzulänglichkeit und Hürde, die einem Miteinander in der herrschenden Ordnung im Weg steht, wird immer wieder die Sprache thematisiert. „Zu dir reden in einer neuen Sprache“ will Jan, um seine Gefühle für Jennifer adäquat auszudrücken. Mit zunehmender Liebe wächst die Einsicht, dass seine Sprache abgegriffen und floskelhaft ist.

Die Sprache, die als Brücke zum anderen hinführen sollte, trennt mehr, als dass sie verbindet. In ihrem Hörspiel setzt Bachmann den unzureichenden Wörtern deswegen zwei Alternativen entgegen: das Schweigen Jennifers angesichts der zynischen Wortkaskaden von Jan – und die Musik. Die Musik erscheint dabei als eigene Sprache, die über sprachliche Grenzen hinweg gemeinsame Erfahrungsräume schaffen kann. Sie kann dort wirken und verbinden, wo die Sprache die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit erreicht.

„DIE SZENE IST, WAS ZWISCHEN DEN ZEILEN STEHT“

Gespräch mit Regisseurin Franziska Angerer zur Inszenierung

Ingeborg Bachmanns Blick auf Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Paarbeziehung entstand in den 50er Jahren. Was ist für dich die größte offene Frage, die der Stoff für uns heute bereit hält?

Wie kann Liebe gelebt werden? Bei Bachmann ist das erst einmal die Paarbeziehung zwischen Mann und Frau, umfasst aber unser gesamtes Zusammenleben. Bei den ersten Lektüren habe ich sehr deutlich die zeitliche Distanz zur Entstehungszeit gespürt, aber im Laufe des Prozesses sind für mich die Kontinuitäten ins Heute immer sichtbarer geworden. Natürlich sind unsere Liebesverhältnisse immer noch von einer patriarchalen Ordnung bestimmt, auch wenn das in manchen Bereichen andere Probleme produziert als in den 50er Jahren. Auch an diese Sehnsucht nach einem anderen Zustand kann ich sehr gut anknüpfen, danach, in Beziehung zu treten, einen Zustand von Einsamkeit oder Vereinzelung zu überwinden.

„Der gute Gott von Manhattan“ ist als Hörspiel entstanden und produziert worden. Was bedeutet das für die szenische Umsetzung auf einer Bühne?

Ich glaube, Ingeborg Bachmann hat selber mal gesagt, dass die Szene das ist, was zwischen den Zeilen steht – ein innerer Raum, der entstehen soll. Mir geht es auch erst einmal darum, über den Klang, über die Sprache Räume zu erzeugen. Deswegen verleugnen wir die Hörspiel-Situation nicht, sondern reaktivieren sie, um der Sprache den Fokus zu geben. Bachmann sucht in dem Hörspiel ja auch eine neue Sprache für die Liebe. Wir versuchen mit der Sprache musikalisch umzugehen und ab einem bestimmten Punkt vielleicht auch die Kopplung von Wort und Bedeutung aufzulösen. Dafür arbeite ich mit dem Komponisten Arne Gieshoff zusammen, der auch eine weitere musikalische Ebene entwickelt, die sich durch den Abend zieht. Die betrifft vor allem zwei Figuren, die bei Bachmann zwei Eichhörnchen sind – eigentlich die Handlanger des guten Gotts. Bei uns sind sie zwei zwielichtige Gestalten, die mit Instrumenten, Objekten oder ihren Stimmen Klänge erzeugen und damit emotionale Zustände erzählen können oder über diese andere Sprache miteinander kommunizieren. Dieses Paar bildet einen Gegenentwurf zu der Welt der menschlichen Wesen, bietet Raum für Poesie, auch für Humor. In ihrer Beziehung gibt es eine gewisse Freiheit.



Woran arbeiten sich denn heutige Paarbeziehungen ab?

Vielleicht ist ein Problem, dass es in unserer sehr individualisierten Gesellschaft eine narzisstische Verwertung von Liebe gibt. Überspitzt gesagt, dass der Lebenspartner oder die Lebenspartnerin eigentlich vor allem zur Bestätigung und Bespiegelung meines Selbst dient. Verwertungsprinzipien spielen eine große Rolle: Haben wir die gleichen Konsuminteressen? Könnte nicht vielleicht noch jemand Besseres kommen? Drückt der/die Partner*in aus, wer ich bin? Macht und männliche Dominanz sind immer noch ein großes Thema – und wie gehen wir damit um?

Ingeborg Bachmann erzählt ihre Geschichte konsequent aus einer männlichen Perspektive. Die Deutungshoheit der Ereignisse liegt bleibt beim Guten Gott.

Ich merke, dass mich selbst das Abarbeiten am Patriarchat ab einem bestimmten Punkt nicht mehr interessiert. Das ist einfach ein Fakt. Wir leben in einer patriarchalen Gesellschaft und wir leiden alle darunter. Aber ich frage mich, ob Self-Empowerment da der einzige Weg ist. Natürlich müssen wir alle die gleichen Rechte und Chancen haben – aber was gewinnen wir, wenn wir uns alle zu Patriarchen machen und eine Gesellschaft aus Mächtigen bilden? Angesichts der ökologischen Fragestellungen kann ich mir nicht vorstellen, dass diese Gemeinschaft das Modell sein kann. Wie können wir in einem weiter gedachten Netz voneinander lernen und Zukunft gestalten? Und damit meine ich Männer, Frauen, aber auch alles, was uns umgibt, Tiere, Pflanzen. Handelt nicht auch jeder Baum und jeder Stein und wenn wir begreifen, dass wir alle voneinander abhängig sind, könnte da nicht auch ein anderes Liebeskonzept möglich sein?



Jonathan Peller, Insa Jebens

„DIE WAHRHEIT IST DEM MENSCHEN ZUMUTBAR“

Auszug aus Ingeborg Bachmanns Dankesrede zum Hörspielpreis der Kriegsblinden (1959) für „Der gute Gott von Manhattan“

Wenn in meinem Hörspiel „Der gute Gott von Manhattan“ alle Fragen, auch die nach der Liebe zwischen Mann und Frau und was sie ist, wie sie verläuft und wie wenig oder wieviel sie sein kann, hinauslaufen, so könnte man sagen: Aber das ist ein Grenzfall. Aber das geht zu weit ... Nun steckt aber in jedem Fall, auch im alltäglichsten von Liebe, der Grenzfall, den wir, bei näherem Zusehen, erblicken können und vielleicht uns bemühen sollten, zu erblicken. Denn bei allem, was wir tun, denken und fühlen, möchten wir manchmal bis zum Äußersten gehen. Der Wunsch wird in uns wach, die Grenzen zu überschreiten, die uns gesetzt sind. Nicht um mich zu widerrufen, sondern um es deutlicher zu ergänzen, möchte ich sagen: Es ist auch mir gewiß, daß wir in der Ordnung bleiben müssen, daß es

den Austritt aus der Gesellschaft nicht gibt und wir uns aneinander prüfen müssen. Innerhalb der Grenzen aber haben wir den Blick gerichtet auf das Vollkommene, das Unmögliche, Unerreichbare, sei es der Liebe, der Freiheit oder jeder reinen Größe. Im Widerspiel des Unmöglichen mit dem Möglichen erweitern wir unsere Möglichkeiten. Daß wir es erzeugen, dieses Spannungsverhältnis, an dem wir wachsen, darauf, meine ich, kommt es an; daß wir uns orientieren an einem Ziel, das freilich, wenn wir uns nähern, sich noch einmal entfernt. Wie der Schriftsteller die anderen zur Wahrheit zu ermutigen versucht durch Darstellung, so ermutigen ihn die anderen, wenn sie ihm, durch Lob und Tadel, zu verstehen geben, daß sie die Wahrheit von ihm fordern und in den Stand kommen wollen, wo ihnen die Augen aufgehen. Die Wahrheit nämlich ist dem Menschen zumutbar.

Link zur vollständigen Dankesrede von Ingeborg Bachmann:
<https://www.br.de/mediathek/podcast/artmix-galerie/die-wahrheit-ist-dem-menschen-zumutbar-ingeborg-bachmanns-beruehmte-dankesrede-zum-hoerspielpreis-der-kriegsblinden/1831302>



LET'S TALK ABOUT: UTOPIEN

von Mithu Melanie Sanyal

In ihrer Rede „Liebe deinen Feminismus wie dich selbst“ beim Frauenstudien-Kongress 2018 in München sprach die Kulturwissenschaftlerin, Journalistin und Autorin Mithu M. Sanyal über Liebe als organisierendes Element von Gesellschaft, um Veränderung zu ermöglichen:

Lasst uns über die Liebe reden. Das ist meine Hauptthese: Wir brauchen Politics of Love! Was heißt das? Was ist Liebe? Und wo befindet sie sich in politischen Theorien? Wenn ich sage: Liebe deinen Feminismus wie dich selbst. Oder wie die Afroamerikaner*innen das noch sagen können und dürfen: I love my people! Wen liebe ich dann? Mit Sicherheit nicht alle einzelnen Frauen/Schwarzen/Menschen auf der Welt. Was ich meine ist, **dass Liebe das organisierende Element unserer Interaktionen ist/sein sollte.**

Lange hing neben meinem Bett ein Zitat von Gustaf Landauer: Die revolutionärste Handlung ist, die Menschen, die wir lieben, wertschätzend zu behandeln. Oder so ähnlich. Und **warum ist Liebe so ein revolutionärer Akt?** Weil das Erste, was man Menschen beibringt, die man kolonialisieren/unterdrücken/diskriminieren möchte, ist, dass sie nicht zu den liebenswerten Subjekten gehören, dass sie nicht zu den Subjekten gehören, die es wert sind, dass man Empathie für sie empfindet. Nicht zufällig ist eine Empfindung, die alle diskriminierten Gruppen (und Individuen) teilen, die, dass sie weniger wert sind als andere, genauer gesagt, weniger Liebe wert. Jemanden wie mich kann man nicht lieben, ist keine individuelle Aussage, die auf ein individuelles Problem verweist. Sie kann aber dazu werden, das ist das perfide daran. Doch das ist ein anderes Thema. Zunächst einmal ist es ein strukturelles Problem. Wenn ich mich umsehe, habe ich viele Freundinnen, die sich aus den unterschiedlichsten

Gründen nicht liebenswert fühlten, weil sie vermeintlich zu fett waren, „zu laut, zu leise, zu feministisch“ (Laurie Penny). Und diese Angst, nicht geliebt zu werden, unglaublich viel dafür tun zu müssen, um Liebe zu erheischen, macht etwas mit uns. Übrigens ist das der Trick an Liebe, respektive Liebesentzug als politischer Waffe, dass es nicht um eine „reale“ Bedrohung gehen muss, dass die Angst, Liebe zu verlieren/nie zu bekommen/weniger Liebe zu erhalten, bereits ausreicht. Bedeutsam für diese Liebesökonomie ist auch die vorausseilende Zuschreibung, wer die Macht hat, Liebe zu gewähren oder vorzuenthalten. In Bezug auf Gender wird sie gerne den Männern zugeschrieben. Der meint, ich bin es nicht wert, dass er mich liebevoll behandelt („If somebody doesn't fancy me, that is patriarchy“, noch einmal Laurie Penny). Es geht mir hier aber um Liebe als soziale Kraft, um Love Politics und nicht darum, wie ich einen Partner finden/halten/verwalten kann. Doch da das Persönliche politisch werden kann, geht es auch um die Auswirkungen von interpersoneller Liebe.



Liebe ist in unserer Gesellschaft nicht gleichmäßig verteilt. Liebe wird behandelt wie ein Privileg, deshalb haben sich auch so viele Leute die Hochzeit von Prinz Harry und Megan Markle angesehen. Dabei ist Liebe das Gegenteil von Privilegförmigkeit, **wahre Liebe das Gegenteil von Liebe als Ware**. Autoritäre Systeme wissen, sie müssen Liebe usurpieren, ihre Subjekte davon abhalten, sich selbst und sich gegenseitig zu lieben, und stattdessen deren Liebe auf eine abstrakte Liebe wie die Liebe für den König/Führer/Diktator umlenken. Denn Menschen, die sich wirklich lieben, leben bereits eine utopische Gesellschaft, in der sie ihr Gegenüber als gleichwertig ansehen. Und eben **das ist einer der revolutionärsten Akte: einer anderen Person auf Augenhöhe und mit Liebe zu begegnen**. Die Sorge um das Wohlergehen eines anderen Menschen auf dieselbe Stufe zu stellen wie die Sorge um das eigene Wohlergehen. Liebe ist Respekt, häufig über Geschlechtergrenzen hinweg. Menschen, die lieben, sind schwerer zu regieren/vom Staat zu manipulieren, sie sind zufriedener und sie konsumieren weniger.

Wir mögen zwar keine Politics of Love haben, aber wir leben in einer Culture of Hate. Dazu müssen wir uns nur die Nachrichten ansehen. Die Politiker sagen immer, dass wir offen/fair/tolerant sein sollten, dass der Islam zu Deutschland gehöre, während die gesamte gesellschaftliche Rhetorik jedoch das Gegenteil behauptet und auf Angst und Bedrohung ausgerichtet ist. Deshalb brauchen wir eine Rhetorik der Deeskalation, des Vertrauens. Ein konkretes Beispiel, wie das befördert werden könnte, sind Talkshows. Ich bin vor Kurzem zu einer Talkshow über #metoo eingeladen und in letzter Sekunde wieder ausgeladen worden, weil ich, Zitat, „nicht kontrovers genug“ bin. „Sie sind eher so verbindend, nicht wahr, Frau Sanyal?“ Warum erzähle ich diese Geschichte? Weil ich zu mehr Talkshows eingeladen werden möchte? Das auch, aber in erster Linie, weil wir

keine Talks sehen, sondern Showfights. Leute, die sich ihre unterschiedlichen Meinungen gegenseitig, um die Ohren hauen, und am Ende geht das Publikum mit genau derselben Meinung nach Hause, die jede*r vorher schon hatte. Was haben wir dabei gelernt? Dass man seine Meinung verteidigen muss. Wie viel innovativer wären Paneldiskussionen, in denen die Teilnehmenden versuchen, einander zu verstehen und in einen Kommunikationsprozess zu kommen? Denn wenn es mir nur um das Kontroverse meines Standpunkts geht, habe ich dann wirklich jemanden überzeugt?



Kübra Gümüşay hat es so wunderbar ausgedrückt: Es fehlt uns an einer Fehlerkultur. Wir leben in einer Kultur, in der Bestrafen wichtiger ist als Veränderung. Doch die Forschung zeigt, dass die Dynamiken, die zu Empörung führen (Skandalisieren, Calling Out), nicht die gleichen sind wie die, die Veränderung auslösen (Calling In, gewaltfreie Kommunikation). Dysfunktionale Familien zeichnen sich nicht durch Gewalt aus, sondern durch Langeweile, weil alle Angst haben, einen Fehler zu machen. In funktionalen Familien können Leute an ihren Fehlern wachsen.

Kommen wir zurück zur Liebe: Warum ist mir das Konzept der Liebe so wichtig? Weil es eine Erklärung/Lösung für lange schwelende Konflikte bietet. Wir können Menschen nicht einfach brutalisieren und abschlachten und im Mittelmeer ertrinken lassen und danach vergessen. Sie gehen nicht einfach weg. Es gibt bei den Aborigines in Australien die Vorstellung, dass ein Mensch, wenn wir ihn töten, Anrecht auf unsere Seele hat, er kann dann sozusagen auf unserer Seele reiten. Ein Menschenbild, das auf Liebe basiert, wird eine andere politische Theorie und höchstwahrscheinlich auch eine andere politische Praxis hervorbringen als eines, das auf ... okay, Hass ist jetzt ein wenig melodramatisch, aber wie wäre es mit einem Menschenbild, das auf der Idee von Kampf basiert. Oder wie es die Hollywood-Schauspielerin Rose MacGowan ausdrückt: „I scare because I care.“ Nein! In den 1960er-Jahren war Liebe der Weg zur Revolution – make love, not war –, inzwischen gilt Liebe jedoch als Gegenteil davon, als Kapitalismus per excellence, als Warenförmigkeit von Begehren, und deswegen ist die Linke sehr vorsichtig in Bezug auf Liebe. Man kann beinahe von Berührungängsten sprechen. Vor allem folgt daraus die Unmöglichkeit, utopisch zu denken. **Denn für Utopien brauchen wir Liebe!** Wir brauchen gesellschaftliche Gegenentwürfe, die über ein „Hört auf damit, sexistisch/rassistisch/etc. zu sein“ hinausgehen. Wir brauchen übrigens auch wirtschaftliche Gegenentwürfe. Und zwar globale.

Die vollständige Rede ist hier abrufbar:

<https://www.youtube.com/watch?v=7zLAWa-f2yw>



NEUE FORMEN DER VERWANDTSCHAFT

Ideen für ein anderes Miteinander bei Donna Haraway

Steht bei Ingeborg Bachmann der Wunsch nach einem anderen Miteinander zwischen Mann und Frau als Utopie am Horizont, imaginiert die Naturwissenschaftshistorikerin Donna J. Haraway ein Miteinander, das alles Seiende umfasst. In ihrem Denken verbindet sie Fakten, philosophische Überlegungen und Fiktion. Um angesichts der fortgeschrittenen Zerstörung des Planeten durch Raubbau, Überproduktion und Überbevölkerung Leben zu erhalten, müsse man radikal neue Formen der Verwandtschaft denken. Ein empathisches Verhältnis und Lernen von Pflanzen und Tieren, von Bakterien und Korallen sei unabdingbar, wenn man Leben auf diesem Planeten erhalten wolle. Bei dem folgenden Text handelt es sich um Auszüge aus ihrem Buch „Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän“:

Jene Grenze, die Anthropozän heißt, bedeutet vieles, unter anderem, dass immense und irreversible Zerstörung tatsächlich passiert, nicht nur für die etwa 11 Milliarden Menschen, die zum Ende des 21. Jahrhunderts auf der Erde leben, sondern auch für die unzähligen anderen *Kritter*¹. Der „Rand des Aussterbens“ ist nicht nur eine Metapher; Systemzusammenbruch ist kein Thriller. Fragen Sie irgendeinen Geflüchteten ganz egal welcher Spezies.

Sich verwandt zu machen – und die neuen Verwandten anzuerkennen – ist vielleicht die schwierigste und dringlichste Aufgabe. Ich möchte mit dem Ausdruck „sich verwandt machen“, den Begriff „verwandt“ etwas anderes/mehr bedeuten lassen als „Entitäten, die durch Abstammung verbunden sind“.

¹ Im Amerikanischen Begriff für alles mögliche Getier, dem nicht der Makel der Kreatur und damit die Assoziation mit der Schöpfungsgeschichte anhängt.



Jonathan Peller, Jennifer Kornprobst, Stephan Weber, Franziska Beyer, Rolf Kindermann, Pontus, Invictus

Im College war ich von Shakespeares Kalauern zwischen kin und kind berührt: Die Ähnlichen und Freundlichen/ Freundschaftlichen (kind) waren nicht notwendigerweise die Verwandten im Sinn von Familie (kin); sich verwandt zu machen (kin/kind, als Kategorie der Zugewandtheit, als Angehörige ohne Geburtsbande, als laterale Angehörige und viele andere Resonanzen) kann die Imagination weiten und die Geschichte verändern. Von Marilyn Strathern (*Anm.: britische Anthropologin*) habe ich gelernt, dass „relatives“ im britischen Englisch zuerst „logische Beziehungen“ meinte und erst im 17. Jahrhundert daraus „Familienmitglieder“ wurden – das ist definitiv ein Detail, das ich liebe. Wenn man sich aus dem Englischen hinausbewegt, multipliziert sich die Wildheit der Bedeutungen.

Sich auf eigensinnige Art verwandt zu machen anstatt, oder zumindest zusätzlich, mit der göttlichen, genealogischen und biogenetischen Familie, rührt wichtige Dinge auf; zum Beispiel die Frage, wem gegenüber man eigentlich

verantwortlich ist. Wer lebt und wer stirbt und auf welche Art und Weise in dieser Verwandtschaft und nicht in jener? Was muss durchgeschnitten und muss verknüpft werden, damit artenübergreifendes Gedeihen auf dieser Erde eine Chance hat; ein Gedeihen, das menschliche und anders-als-menschliche Wesen in die Verwandtschaft miteinschließt.

Ich denke, dass sich die Ausdehnung und Neukomposition des Begriffs Verwandtschaft dadurch rechtfertigt, dass alle Erdlinge im tiefsten Sinn verwandt sind. Und es ist höchste Zeit, besser für Arten-als-Gefüge Sorge zu tragen (nicht für Spezies, jede für sich).



INGEBORG BACHMANN

Zur Autorin

Ingeborg Bachmann wird **1926** in Klagenfurt geboren. **1945** Beginn des Philosophiestudiums in Innsbruck, **1946** Fortsetzung des Studiums in Graz, ab Oktober **1946** Studium der Philosophie und Psychologie in Wien. Im Dezember **1948** Veröffentlichung erster Gedichte. **1949** Veröffentlichung einer Reihe von Erzählungen in der *Wiener Tageszeitung*. **1950** Abschluss des Studiums mit einer Dissertation über Martin Heidegger. Im Anschluss Reise zu dem Lyriker Paul Celan nach Paris, mit dem sie bis zu seinem Tod befreundet bleibt. Nach der Rückkehr wird sie zuerst im Sekretariat der amerikanischen Besatzungsmacht angestellt. Wenige Monate danach wird sie Redakteurin und Script-Writerin beim Besatzungssender Rot-Weiß-Rot. Dort erscheint **1952** ihr erstes von drei Hörspielen *Ein Geschäft mit Träumen*, in dem bereits eines ihrer Hauptthemen verhandelt wird: Die Unmöglichkeit der Liebe in der modernen Gesellschaft. Im Frühjahr **1952** Einladung zu einem Treffen der westdeutschen Schriftstellervereinigung Gruppe 47. **1953** wird ihr der Preis der Gruppe zuerkannt, was ihr zu ihrem Durchbruch auf dem deutschen Literaturmarkt verhilft. Im gleichen Jahr erscheint ihr erster Gedichtband *Die gestundete Zeit*, **1956** mit Anrufung des Großen Bären ihr zweiter. **1953** Umzug nach Italien. **1954–55** arbeitet sie als Auslandskorrespondentin in Rom. **1957** nimmt sie eine Stelle als Dramaturgin in der Fernseh Abteilung des BR an, wo sie unter anderem an ihrem Hörspiel *Der gute Gott von Manhattan* arbeitet, das **1958** erscheint und **1959** mit dem Hörspielpreis der Kriegsblinden ausgezeichnet wird. Kurz darauf zieht Ingeborg Bachmann zu Max Frisch nach Zürich. **1961** erscheint ihr Band von Erzählungen – *Das dreißigste Jahr*. **1963** zieht sie mit einem Stipendium der Ford Foundation für zwei Jahre nach Berlin und arbeitet an einem Romanzyklus mit dem Titel Todesarten. Ihr Roman *Malina* erscheint **1971**, die anderen Projekte blieben unvollendet. Ingeborg Bachmann stirbt an Brandverletzungen im Oktober **1973**.

TEXTNACHWEISE

Eine neue Sprache der Liebe. Zum Stück ist ein Originalbeitrag von Laura Guhl für dieses Programmheft. Das Gespräch „*Die Szene ist, was zwischen den Zeilen steht*“ mit Regisseurin Franziska Angerer führte Laura Guhl. Ingeborg Bachmann: „*Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar*“. Rede zur Verleihung des Hörspielpreises der Kriegsblinden. In: I.B.: Werke. Hrsg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum und Clemens Münster. Bd. 4. München 1978, S. 275–277. Mithu M. Sanyal: *Let's talk about: Utopien* ist erschienen in: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW Nr. 43/2018 und ist abrufbar unter: [Let's talk about: Utopien \(uni-due.de\)](http://uni-due.de). Donna J. Haraway: *Neue Formen der Verwandtschaft* ist ein Auszug aus: *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*. Frankfurt, 2018. Ingeborg Bachmann. *Zur Autorin* ist ein Originalbeitrag von Laura Guhl für dieses Programmheft.